

Herbert Lipsky

Jahrgang 1936

Chronik einer Grazer Familie





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2019

1. Auflage April 2019

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverbild: Privatarchiv Herbert Lipsky

ISBN: 978-3-903144-84-2

Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH

Herbert Lipsky
JAHRGANG
1936

Chronik einer Grazer Familie

Vorwort

Dieses Buch ist ein Roman und keine (Auto-)Biographie, sehr wohl aber ist vieles, was ich als Kind und Jugendlicher selbst erlebt habe, in die Handlung eingeflossen. Die beschriebene Familie gibt es in dieser Form nicht, jedoch sind manche Figuren realen Personen nachempfunden und auch die politischen Spaltungen innerhalb der Familien haben sich auf ähnliche Weise in meinem persönlichen Umfeld zugetragen. Die Erzählungen der Großväter sind authentisch, so auch die Orte, an denen die Handlung angesiedelt ist.

Wenn aus heutiger Sicht über die Kriegs- und Nachkriegszeit geschrieben wird, fällt das Urteil oft sehr harsch aus und wird den Lebensumständen der Menschen vielfach nicht gerecht. Mein Wunsch war es daher, Geschehnisse, die ich als Zeitzeuge wahrgenommen habe, in möglichst objektiver Form darzustellen. Dazu ist meine Generation insofern geeignet, als wir von keiner Ideologie verführt wurden und uns mit keiner Schuld beladen haben.

Dieses Buch widme ich meiner Frau Ursula, meinen Töchtern Jennifer und Katja, meinen Enkeln Moritz, Valentin, Emil, Ferdinand und Theresa.

Am 3. März 1957 feierte mein Vater seinen 50. Geburtstag. Eine Woche später machte er sich wie jeden Morgen mit dem Fahrrad auf den Weg in sein Büro. Am Hasnerplatz, nur einige hundert Meter von unserem Haus entfernt, wurde er von einem Auto niedergestoßen und war auf der Stelle tot.

Um sieben Uhr läutete ein Polizist an unserer Tür und überbrachte die schreckliche Nachricht.

Mama ließ sich in einen Sessel fallen und blieb dort mit totenbleichem Gesicht bewegungslos sitzen. Sie brachte kein Wort heraus und schien den mitfühlenden Worten des Polizisten nicht zu folgen. Meine Schwester und ich lagen einander in den Armen und schluchzten verzweifelt. Als der Polizist uns sagte, wo es geschehen war, riss ich mich von meiner Schwester los und rannte aus dem Haus, zum Ort des Unglücks. Das zerbeulte Fahrrad lag am Boden, am Trottoir war eine große Blutlache zu sehen, meinen Vater hatte man schon abtransportiert. Ein Polizeiauto stand dort, einige Polizisten führten Vermessungen durch. Ich fragte einen von ihnen, wie es denn zu dem Unfall gekommen sei und wo sich das Auto befinde, das Vater niedergestoßen hatte.

»Es war Fahrerflucht«, erklärte der Polizist. Man wisse daher also noch nicht, wer den Wagen gelenkt habe und wie es zu dem Zusammenstoß gekommen sei.

Ein paar Schaulustige aus der Nachbarschaft hatten sich eingefunden und redeten aufgeregt miteinander. Ich kannte einige von ihnen vom Sehen, aber alle Anwesenden schienen meinen Vater gekannt zu haben, kein Wunder, war er doch eine bekannte Persönlichkeit. Beobachtet hatte den Unfallhergang keiner, erfuhr ich auf mein Nachfragen. Lediglich einer der Männer gab an, es sei in der Theodor-Körner-Straße ein kleiner Lastwagen sehr schnell an ihm vorbeigefahren, aber das habe er der Polizei bereits mitgeteilt.

Ich ging wieder nach Hause. Mama saß noch immer wie festgefroren in ihrem Sessel und starrte in eine Ecke des Zimmers. Inzwischen war ihre Schwester Hilde gekommen, sie saß neben ihr, hielt sie umschlungen und sprach begütigend auf sie ein. Im Laufe des Vormittags stellte sich die ganze Familie ein. Die zahlreichen Anrufe wurden von Tante Hilde entgegengenommen. Die Nachricht vom Unglück hatte sich offenbar wie ein Lauffeuer verbreitet. Meine Großmutter Veronika flößte Mama ein Beruhigungsmittel ein und führte sie dann ins Schlafzimmer, wo sie unansprechbar, mit geöffneten Augen, auf dem Bett lag. Tagelang verharrte sie in diesem katatonen Zustand; sie sprach kein Wort, musste gefüttert werden, ließ alles über sich ergehen, auch den Besuch befreundeter Ärzte, die sich um sie bemühten. Wenn wir neben ihr saßen, ergriff sie unsere Hände und klammerte sich fest. Von uns Kindern ließ sie sich auch streicheln. Dem Begräbnis, das aus forensischen Gründen erst nach zwei Wochen stattfinden konnte, blieb sie fern. Man hatte ihr den Termin mitgeteilt, aber sie hatte nur apathisch den Kopf geschüttelt.

Einige der wenigen Worte, die sie sprach, waren: »Er ist für immer bei mir. Ich lasse ihn nicht mehr weg.« Dabei deutete sie auf ihre Brust.

Erst als der Bruder meines Vaters, Onkel Karl, aus Deutschland angereist kam, begann sie sich aus ihrer Erstarrung ein wenig zu lösen. Sie hatte zu ihrem Schwager stets ein enges Verhältnis gehabt.

Das Begräbnis war für meine Schwester und mich die schwerste Belastung unseres bisherigen Lebens. Unglaublich viele Menschen aus allen Bevölkerungsschichten waren gekommen, um Vater die letzte Ehre zu erweisen. Wir Familienmitglieder saßen in der ersten Reihe der Feuerhalle und wohnten der Totenfeier in einem Trancezustand bei. Die Worte der Trauerredner nahm ich nicht auf, von dem, was Onkel Karl sagte, blieb mir jedoch ein Satz in Erinnerung: »Die Liebe höret nimmer auf.«

Am Mosaik an der Wand hinter dem Sarg stand: *Finis vitae, sed non amoris.*

Am Totenmahl nahm ich nicht teil. Ich wollte niemanden sehen und mit niemandem sprechen. Ich ging nachhause zu meiner Mutter und hielt stumm ihre Hand.

Onkel Karl blieb mehrere Wochen bei uns und führte lange Gespräche mit Mama. Langsam, aber doch ging es aufwärts mit ihr: Sie verließ ihr Zimmer, begann selbst zu essen und kommunizierte wieder mit ihrer Umgebung. Das bedeutete, wir führten wieder eine Art Familienleben und redeten über belanglose Dinge, wie das Wetter, das Essen und die täglichen Neuigkeiten, wodurch eine gewisse Normalität vorgetäuscht wurde. Nie aber sprachen wir über Vater. Es war wie vor 10 Jahren, als er noch in Kriegsgefangenschaft gewesen war. Nach einiger Zeit nahm Mama auch wieder ihre Arbeit in der Apotheke auf, ihr Leben schien langsam ins Lot zu kommen. Weinen gesehen hatten wir sie bisher kein einziges Mal.

Meine Schwester besuchte wieder die Schule und ich ging wieder auf die Universität.

In meiner Trauer streifte ich oft ziellos durch die Straßen von Graz und stellte mir die quälende Frage, wo mein Vater denn jetzt wohl war. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass dieser gütige und gebildete Mensch einfach ausraziert sein sollte, als ob es ihn nie gegeben hätte. Ich beobachtete die Menschen, die an mir vorbeieilten und ihren Geschäften und Verpflichtungen nachgingen. Ich sagte mir: Die können all das tun, mein Vater aber nicht mehr. Ich glaubte nicht an einen Gott, wie ihn uns die Religion vormacht, auch nicht an einen Himmel, wo wir uns alle wiedersehen würden. Trost im Glauben zu finden, das blieb mir verwehrt. Wenn ich zuhause sein Zimmer betrat, seinen Schreibtisch und seine persönlichen Gegenstände sah, schnürte es mir die Brust zusammen und es erfasste mich eine tiefe Trauer, die mich fast taumeln ließ. Ich stellte mir die ewigen Fragen der Menschheit – warum sind wir auf die Welt gekommen und warum verschwinden wir einfach wieder? Ich war in den letzten Jahren ein fröhlicher junger Mann gewesen, mit geraden Gliedern, einem gesunden Körper, ich hatte Freude am Sport, Interesse an meinem Studium und Spaß mit meinen Freunden gehabt. Ich hatte das Leben und die spürbare Aufbruchsstimmung im wieder freien Österreich und in der Stadt Graz, die mir bunt und lebendig erschien, genossen. Das alles war nun mit einem Schlag anders geworden.

Einige Monate nach Vaters Tod begegnete ich in der Stadt Valentin Eisenschütz, dem Mann meiner Tante Hilde. Er lud mich auf einen Kaffee ein.

»Dir geht es nicht gut«, stellte er fest.

»Nein, ich muss immerzu an Papa denken, es wird nur sehr langsam besser.«

»Ich möchte dir berichten, was ich über den Tod deines Vaters gehört habe.«

»Aber man hat den schuldigen Fahrer ja noch gar nicht ausfindig machen können.«

»Nein, noch nicht, aber der Unfall könnte auch absichtlich herbeigeführt worden sein.«

»Was sagst du da – dann wäre es ja Mord!«

»Nicht unbedingt, vielleicht wollte man ihn auch nur eine Zeit lang außer Gefecht setzen. Er hatte als Richter einen brisanten Prozess geleitet, und es wäre möglich, so ist es mir zu Ohren gekommen, dass der Angeklagte lieber einen anderen Richter haben wollte. Es könnte jemand beauftragt worden sein, deinen Vater niederzustoßen. Dass er seinen Verletzungen erlegen ist, statt sich nur ein Bein zu brechen, wäre dann ein unglücklicher Zufall gewesen. Eine andere Vermutung ist, dass ehemalige Nazis dahinterstecken könnten, weil dein Vater jahrelang beim Volksgericht war und man sich rächen wollte.«

»Woher hast du das alles?«

»Wie du weißt, arbeite ich in der Landesregierung und erfahre dort einiges. Aber es sind alles nur Gerüchte.«

»Wenn du mehr in Erfahrung bringen solltest, sag es mir.«

»Ich habe das nur dir erzählt, nicht einmal mit Hilde habe ich darüber gesprochen.«

Ich schüttelte seine Hand und wir verabschiedeten uns.

Onkel Valentin war einst ein aktiver Nationalsozialist gewesen, der sich aber bereits lange vor Kriegsende innerlich vom Regime abgewendet hatte. Sicher hatte er noch Verbindungen zu ehemaligen nationalsozialistischen Kreisen.

Ich machte mir natürlich Gedanken über das, was er mir mitgeteilt hatte, und suchte in den Zeitungen nach Infor-

mationen zu Vaters letztem Prozess. Ich legte ein Dossier an, in dem ich alles, was ich über den Prozess und den Unfall in Erfahrung bringen konnte, sammelte. Ein Cousin zweiten Grades meines Vaters, ein Kärntner, arbeitete bei der Verkehrspolizei. Den suchte ich auch auf.

In breitem Kärntnerisch erkundigte sich Onkel Peter, wie es meiner Mutter, »da Steffi«, gehe.

Ich erzählte ihm, in welchem schlechtem Zustand sie sich befinde, und kam dann auf das zu sprechen, was Onkel Valentin mir mitgeteilt hatte, ohne aber seinen Namen zu nennen.

Peter wusste alles über den Unfall, hatte alle Akten studiert. Ein klarer Fall von Fahrerflucht, war er überzeugt. Man hatte das Fahrzeug, das als gestohlen gemeldet gewesen war, mittlerweile gefunden. Es gehörte einer kleinen Grazer Firma, einer Druckerei. Vom Fahrer fehlte jedoch nach wie vor jede Spur. Man habe sich in Hinblick auf einen möglichen Racheakt auch die von Vater geleiteten Prozesse genauer angeschaut, sei aber auf nichts Relevantes gestoßen. Der Fall sei, was die polizeilichen Ermittlungen betraf, abgeschlossen. Wahrscheinlich habe es sich um eine unbefugte Inbetriebnahme eines Fahrzeuges durch einen Jugendlichen gehandelt, schloss er seine Ausführungen mit einem bedauernden Seufzen.

In meinem Medizinstudium war ich bis zu dem Unglück sehr fleißig gewesen und versuchte nun das Versäumte nachzuholen. Das Lernen lenkte mich etwas von meinem Schmerz ab, und ich begann auch das Studentenleben wieder aufzunehmen, das hauptsächlich aus Abenden in den Gasthäusern bestand. Lokale für Jugendliche gab es damals kaum, und um, wie wir es nannten, »Mädchen aufzureißen«, besuchten wir die Maturabälle. Ich ging damals abwechselnd mit zwei Mädchen aus; die eine war älter als

ich und hatte mich richtig in die Liebe eingeführt, mit der anderen, einer Schüchternen aus bürgerlichem Haus, tauschte ich bestenfalls Küsse aus. Über meinen Vater sprach ich nur mit der Schüchternen, aber ich konnte mich ihr gegenüber auch nicht ganz öffnen.

Meiner Schwester Eugenie, genannt Ena, die eine enge Beziehung zu Vater gehabt hatte, ging es ähnlich wie mir, sie war ebenso traurig und niedergeschlagen. Sie wendete sich nun intensiv unserer Mutter zu, führte lange Gespräche mit ihr.

Der Tod meines Vaters hatte zur Folge, dass ich mich für das Leben meiner Eltern zu interessieren begann, ich wollte mehr über ihre Vergangenheit wissen. Wenn Kinder noch klein sind, hören sie ihren Eltern gerne zu, wenn sie ihnen Geschichten erzählen oder etwas vorlesen. Wenn sie größer werden und mit sich selbst beschäftigt sind, interessieren sie die Geschichten ihrer Eltern nicht mehr. Wir waren da keine Ausnahme. Von Papa wussten wir, dass er 1947 aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt war, und obwohl wir ihn darüber befragten, wollte er uns nie etwas davon erzählen. Er sprach auch mit niemand anderem darüber. Offenbar hatten ihn das im Krieg Erlebte und das in der Gefangenschaft Erlittene verstummen lassen.

Das Problem war, dass Mama nun ebenfalls nicht über ihn sprechen wollte. Von wem sollte ich also etwas erfahren? Ich fragte sie, ob ich in seinem Schreibtisch, den bisher noch niemand berührt hatte, herumstöbern dürfe.

»Weißt du, ich möchte mehr über ihn wissen, er hat doch ein Kriegstagebuch geführt.«

Sie war einverstanden. »Ich habe nicht die Kraft, seine Papiere durchzusehen. Vielleicht findest du ja etwas über

seine Gefangenschaft. Er hat Tagebuch geführt, das weiß ich. Die Briefe, die wir uns im Krieg geschrieben haben, habe ich aufbewahrt. Die will ich dir jetzt aber nicht zu lesen geben. Versuche, wenn du schon dabei bist, auch die wichtigen von den unwichtigen Papieren zu trennen. Manches ist sicher wegzuwerfen. Ich bin dazu nicht fähig.«

Der Schreibtisch war ein richtiges Ungetüm aus der Vorkriegszeit, mit zahlreichen Laden und Fächern. Alles war fein säuberlich geordnet in beschrifteten Aktenordnern abgelegt, wie bei einem exakten Juristen nicht anders zu erwarten war. Langsam und sorgfältig, diese Eigenschaften hatte ich von ihm geerbt, begann ich den Inhalt zu studieren. Was ich fand, machte mich neugierig, und ich wollte über die Zeit des Nationalsozialismus mehr wissen. Ich befragte meine Familienmitglieder und verschiedene Bekannte, aber keiner wollte offen darüber sprechen, jeder hatte anscheinend seine ureigensten Gründe über diese Zeit einen Mantel des Schweigens zu breiten. Es war, als ob alle, Nazi oder nicht, sich schämten: die einen wegen dem, was sie getan hatten, und die anderen wegen dem, was zu tun sie unterlassen hatten. Auch in meiner Schulzeit war das Thema Nationalsozialismus im Unterricht nicht behandelt worden.

Einer der wenigen, die bereit waren, mit mir darüber zu reden, war Valentin Eisenschitz, mein angeheirateter Onkel, der viele Jahre dem inneren Zirkel der Partei angehört hatte. Ich fragte ihn auch über die Schicksale anderer Nationalsozialisten aus – wie es ihnen nach dem Krieg ergangen war und ob sie, wie er, dieser Ideologie abgeschworen hätten. Onkel Valentin nannte mir einen Mann, der wie kein anderer den »idealistischen, einen der sogenannten anständigen« Nationalsozialisten verkörpert habe, Josef P., den ehemaligen Regierungsdirektor für Kultur. Er meinte, die-

ser sei ein schwieriger Mensch, der sich immer noch in den rechten Kreisen aufhalte. Er selbst habe aber keinen Kontakt mehr zu ihm.

So entstand in mir der Wunsch, der Geschichte meiner Familie in der Kriegs- und Nachkriegszeit nachzugehen und diese aufzuzeichnen. Vieles fand ich im Schreibtisch meines Vaters, lange Gespräche führte ich mit meinen Großvätern. Bald wurde mir klar, dass sich in unserer Familiengeschichte die politische Komplexität jener Zeit widerspiegelte. Die beiden großen Parteien, die Österreich nach dem Krieg fast ununterbrochen regiert haben, neigen dazu die geschichtlichen Ereignisse zu vereinfachen und einseitig darzustellen. Nur in einem sind sie sich einig: der Nationalsozialismus war abgrundtief böse, und die Nazis auch. Selten wird über die verschiedensten Beweggründe gesprochen, welche die Menschen dazu gebracht haben, sich dieser Ideologie anzuschließen.

Die Geschichte eines Menschen beginnt nicht erst mit seiner Geburt, sondern lange vorher. Unsichtbare Fäden verbinden ihn mit seinen Vorfahren und der Geschichte seines Heimatlandes. Es ist unmöglich, den Lebensstrang eines Einzelnen aus dem Gewebe der Familie und des Staates herauszulösen und isoliert zu betrachten. Jeder von uns ist das Produkt vorheriger Generationen, die sich durch das Zufallsprinzip miteinander vermischt haben. Die Gene und mit ihnen die Geschichte unserer Vorfahren sind also Teil von uns.

Von da an begann ich ein geistiges Doppelleben zu führen: Auf der einen Seite war ich ein junger Mann, der studierte und Sport betrieb, sich mit Freunden traf und Bezie-

hungen mit Frauen einging, und andererseits beschäftigte ich mich intensiv mit den Geschnehnissen vor und nach dem Krieg, las Bücher über diese Zeit, ging immer wieder in die Landesbibliothek, um alte Zeitungen durchzuschauen, und stöberte im Landesarchiv. Das war etwas, was keiner meiner Freunde oder Kollegen tat. In den 50er- und 60er-Jahren gab es noch keine öffentliche Aufarbeitung der Vergangenheit. Jetzt, im Alter, ich bin bereits pensioniert, schaue ich meine Aufzeichnungen durch und versuche die Geschichte meiner Familie niederzuschreiben und dabei auch eine Art Bilanz meiner Generation, der in den 1930er-Jahren Geborenen, zu ziehen. Meine Chronik wird aber nicht bis in die Gegenwart reichen, sie wird in den 70er-Jahren enden.

Leben und Schicksal der einzelnen Familienmitglieder habe ich nicht fortlaufend geschildert, sondern in zeitliche Abschnitte gegliedert. Beginnen will ich mit dem Leben meiner Eltern und mich danach meiner engeren Familie widmen.

Meine Herkunft verliert sich weit verästelt in der österreichischen Monarchie. Meine Großeltern sind in der Steiermark, in Südkärnten und in Mähren geboren. Ihre Vorfahren kamen aus Bayern, dem Sudetenland, Böhmen und dem Balkan. Ihre Namen sind slawisch, italienisch und deutsch. Mein Name ist Lukas Steiner, also deutsch. Der Mädchenname meiner Mutter war Tichy. So geht es weiter: die Namen Rak, Oberguggenberger, Nowotny und Bayer tauchen ebenfalls in den Ahnenpässen auf, die meine Eltern in der Hitlerzeit ausfüllen mussten.

Um in der Zwischenkriegszeit zu heiraten und ein Kind in die Welt zu setzen, dazu bedurfte es einer großen und echten Liebe und auch einer großen Portion Optimismus.

Meinen Eltern war offensichtlich beides beschieden gewesen. Im denkwürdigen Jahr 1934, als meine Eltern sich kennenlernten, war es zwischen den beiden politischen Lagern Österreichs zu bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen gekommen, bei denen zahlreiche Menschen starben. Der Juliputsch der Nationalsozialisten gipfelte in der Ermordung von Bundeskanzler Engelbert Dollfuß. Mit dem Ständestaat, den Dollfuß im Jahr zuvor ausgerufen hatte, war die Demokratie praktisch abgeschafft worden. Nachfolger von Dollfuß wurde Kurt Schuschnigg, der mit Hilfe der Vaterländischen Front, des Österreichischen Heimatschutzes, der Christlichsozialen Partei und der Ostmärkischen Sturmsharen über die Macht im Staate verfügte. Man regierte auf der Basis eines »Kriegswirtschaftlichen Ermächtigungsgesetzes«. Die Sozialdemokratische Partei, die Kommunisten und die Nationalsozialisten waren verboten worden. Es gelang Schuschnigg trotz vieler Bemühungen nicht, Österreich aus der wirtschaftlichen und politischen Krise herauszuführen, in der es sich seit Jahren befand. Dafür sorgten dann die Westmächte und vor allem Hitler, der bereits an die Einverleibung unseres Landes in ein Großdeutschland dachte.

Die Bevölkerung war politisch zutiefst gespalten und diese Spaltung reichte bis in Freundeskreise und Familien hinein.

So war es auch in unserer Familie. Meine Eltern stammten aus zwei verschiedenen politischen Lagern: Mein Vater kam aus einer sozialdemokratischen und meine Mutter aus einer christlichsozialen Familie. Es war bei ihnen fast wie bei Romeo und Julia. Da aber die beiden Großelternpaare nicht wie die Montagues und die Capulets verfeindet, sondern vernünftige und tolerante Menschen waren, stell-

ten sie sich der ehelichen Verbindung ihrer Kinder nicht in den Weg. Umso mehr, als beide Großväter im Ersten Weltkrieg in der österreichischen Armee gedient hatten und beide dem alten Österreich nachtrauerten. In der Generation meiner Eltern gab es zwischen den politischen Lagern weit weniger Toleranz. Der Ständestaat war autoritär, die Sozialdemokratische Partei war verboten und die ebenfalls verbotenen Nazis verhielten sich aggressiv, führten illegale Propagandaaktionen und Terrorakte durch.

Die Schwester meines Vaters war eine überzeugte Kommunistin, sein Bruder hingegen politisch neutral, ein liberaler Humanist. Die Schwester meiner Mutter wurde, zum allgemeinen Entsetzen, eine glühende Anhängerin Hitlers. Inwieweit sich meine Eltern politisch engagierten und wie sie zu den Entwicklungen standen, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, Nazis waren sie aber mit Sicherheit keine. Beide waren sie im Ständestaat aus der katholischen Kirche ausgetreten, weil sie deren Einfluss auf die Politik missbilligten. Deswegen wurde ich nicht in den Religionsunterricht geschickt.

Die politische Landschaft Österreichs war Anfang der dreißiger Jahre vom erbitterten Kampf der beiden Großparteien und ihrer Anhänger geprägt. Sie bekämpften sich im Parlament und auf der Straße, während Hitler unentwegt an Macht gewann. Eine beispiellose Unterwanderung aller Gesellschaftsschichten durch die Nazis begann. Arbeiter, Bürgerliche, Künstler, Lehrer, Polizei, Militär und Sportvereine, sie alle wurden mit konsequenter Propaganda beeinflusst. Dem sich in einer wirtschaftlichen Krise befindlichen Österreich wurde der Aufschwung im Deutschen Reich vor Augen gehalten. Wie blind man war, lässt sich daran erkennen, dass die Sozialdemokratische

Partei die Anschlussforderung an Deutschland erst 1933, nach der Machtübernahme Hitlers, aus ihrem Parteiprogramm nahm.

Meine Eltern hatten mit ihren Familien das ganze Elend der Zwischenkriegszeit, die Versorgungsengpässe, den Hunger und die Arbeitslosigkeit miterlebt und durchgemacht. Sie waren beide begeisterte Bergsteiger und Wanderer und hatten sich bei einer Bergtour am Hochschwab kennengelernt. Mama war durch ihre Eltern über den Alpenverein zum Wandern gekommen, mein Vater durch die Naturfreunde, dem sozialistischen Pendant. Aber auch diese beiden Organisationen, deren Auftrag es war, die Liebe zur Natur zu fördern, waren politisiert.

Schon gleich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs war der im 19. Jahrhundert von liberalen, freilich mehrheitlich großdeutsch gesinnten Bürgern gegründete deutsche und österreichische Alpenverein zunehmend in ein nationalistisches und bald auch antisemitisches Fahrwasser geraten. In einigen Sektionen wurde bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Arierparagraph angewendet.

Die Naturfreunde Österreich waren 1895 in Wien als Arbeiterorganisation zur Pflege des Wanderns und der Touristik gegründet worden. Die Arbeiter sollten aus den engen, lichtlosen Wohnungen hinaus in die freie Natur geführt werden. 1934 verbot der Ständestaat die Naturfreunde, weil ihm diese Organisation politisch zu weit links ausgerichtet schien.

Meine Erinnerungen an die Kindheit setzen etwa in meinem 5. Lebensjahr ein, das war 1941. Ich besuchte damals den Kindergarten am Hasnerplatz, wir wohnten in dessen Nähe in der Vogelweiderstraße.

1938 war Hitler in Österreich einmarschiert. Wegen der Begeisterung der Grazer für den Nationalsozialismus bei seinem ersten Besuch hatte er der Stadt den Titel »Stadt der Volkserhebung« verliehen. (Der Hauptgrund dafür war, dass bereits am 19. Februar 1938 – also noch im Ständestaat – am Grazer Rathaus eine Hakenkreuzfahne gehisst worden war. Nirgendwo sonst in Österreich wehte zu diesem Zeitpunkt eine Hakenkreuzfahne von einem öffentlichen Gebäude.)

Es war der Besuch des Führers in Graz 1941, nach dem erfolgreichen Balkanfeldzug der deutschen Wehrmacht und kurz vor dem »Unternehmen Barbarossa«, dem Angriffskrieg gegen die Sowjetunion, der sich mir eingepägt hat. Ich stand an der Hand meines Großvaters Jakob in der Wickenburggasse mitten unter zahlreichen jubelnden Grazern und sah den Führer mit erhobener Hand in einem großen Wagen, einem Horch, vorbeifahren. Um was es dabei ging, verstand ich nicht. Die Fahnen schwingenden begeisterten Menschen haben mich erschreckt, aber auch beeindruckt. Es herrschte allgemeine Euphorie über die »Heimkehr« der Steiermark ins Reich, und die Hoffnung war wohl, dass der Krieg weiterhin so erfolgreich verlaufen würde.

Bei uns zuhause waren die Reaktionen andere. Ich erinnere mich an Großvater Jakob, wie er vor dem Volksempfänger saß und mit Entsetzen den Siegesmeldungen lauschte. Dabei schlug er sich mit der Faust in die offene Hand und sagte: »Verflucht, verflucht.«

Auch bei den Großeltern mütterlicherseits erinnere ich mich an keine Begeisterung. Man hatte auch hier den Anschluss nicht gewollt und schwieg zu den Ereignissen.

Meine Großeltern väterlicherseits stammten aus bäuerlichen Verhältnissen im Süden von Kärnten. Großvater

Jakob Steiner hatte seinen Vater früh verloren und war von seiner Mutter zu harter Arbeit am Hof gezwungen worden, sodass er nach ihrem Tod nicht mehr Bauer bleiben wollte. Er verkaufte den Hof und zog nach Graz, wo er seine Frau Maria, ebenfalls eine Bauerntochter aus Kärnten, kennenlernte. Er versuchte ein Gasthaus zu betreiben, machte aber bald Pleite und verlor durch die Inflation der Nachkriegsjahre auch noch den Rest seines Geldes. Sein Glück war, dass er bei den Verkehrsbetrieben der Gemeinde Graz eine Anstellung fand.

Er erzählte mir über ihre damaligen Lebensumstände: »Nachdem die Geschichte mit dem Gasthaus zu Ende war, wohnten wir in der Prankergasse, in einem Armenviertel. Das waren Umstände, die schwer zu ertragen waren, obwohl meine Lebensverhältnisse am Land sehr bescheiden gewesen waren und ich nicht verwöhnt war. Das Wasser war auf dem Gang, ebenso die Gemeinschaftstoilette. Das Haus war voll bitterarmer Menschen. Die Kinder liefen im Sommer barfuß herum, im besten Fall hatte man ein Paar Schuhe. Es gab überall Arbeitslose, die herumlungerten. In den Höfen und auf der Straße bettelten Bänkelsänger und Musikanten, die Menschen sammelten Schrott und Lumpen, um sich mit deren Verkauf irgendwie durchzubringen. Viele Familien mussten bei den ohnehin schon beengten Wohnverhältnissen noch einen Bettburschen aufnehmen. In jedem Haus gab es Ungeziefer und Ratten. Wir wohnten in einer Wohnung, wo man vom Gang aus in einen winzigen Vorraum kam, dann schloss eine Küche an, in der sich unser ganzes Familienleben abspielte. Wir hatten einen Herd, der mit Holz und Kohle beheizt wurde, eine Kohlenkiste stand daneben. Es gab einen Tisch, eine Bank, einige Sessel und eine Kredenz. In einem etwas größeren Zimmer schliefen

die drei Kinder und in einer kleinen Kammer deine Großmutter und ich. Wenn die Kinder in der Schule waren, holte Oma die Nähmaschine, die in der Kammer stand, in das Kinderzimmer und nähte. Sie nähte alle Kinderkleider und dazu noch für die Nachbarn. Damit besserte sie unsere Haushaltskasse auf. Oma kochte gut und sang gerne, sie war ja Kärntnerin. Dadurch hatten wir oft Besuch und in der Küche wurde es eng, aber es war gemütlich. Als ich die Anstellung bei den Verkehrsbetrieben bekam, konnten wir es uns leisten, in die Wickenburggasse umzuziehen. Ich hatte eine große Wohnung in einem Haus im Hinterhof gefunden, die in einen Garten hinausging und sogar zwei Balkone hatte. Wir bewohnten fast das ganze Stockwerk. Das Wasser und das Klo waren zwar auch auf dem Gang, Badezimmer gab es auch keines, aber das hatte damals ohnehin niemand. Damals war es üblich, dass man einmal in der Woche in ein öffentliches Bad ging. Man konnte entweder ins sogenannte Tröpferlbad gehen, um sich zu duschen, oder man leistete sich ein Wannenbad. Das nächste öffentliche Bad befand sich in der Gabelsbergerstraße, neben dem Lendplatz.

Es ging uns zwar besser als vielen anderen, aber auch wir kamen gerade so über die Runden. Karl und Richard arbeiteten während ihrer Mittelschulzeit für eine Brennstoffhandlung in der Laimburggasse, sie halfen bei der Zustellung von Holz und Kohle und schleppten Kohlsäcke in die Wohnungen hinauf. Später, als sie studierten, verdienten sie sich ihr Geld als Schilehrer.«

Die feste Anstellung hatte den Vorteil, dass er nicht wie viele andere in der Zwischenkriegszeit arbeitslos wurde, und so konnte er seine Familie ernähren. Er hatte seine Laufbahn als Straßenbahnschaffner begonnen, stieg dann aber

bald zum Oberkontrolleur auf. Beide Großeltern hatten in ihrer Jugend nur die Bürgerschule besucht. Es war für sie klar, dass ihre Kinder in eine höhere Schule gehen sollten, was auch geschah. Großvater war Funktionär der Sozialdemokratischen Partei und geriet deshalb beim Einmarsch Hitlers in Bedrängnis. In der sozialistischen Bewegung gab es, neben dem Kampf für die Rechte der arbeitenden Bevölkerung, die großartige Ansicht, dass Wissen Macht sei, und man ermutigte die Arbeiter, sich durch Lesen weiterzubilden und ihre Kinder in Schulen zu schicken. Mein Großvater war von einem ungeheuren Wissensdurst erfüllt. Seine Frau und er lasen viel und sie hielten auch ihre Kinder zum Lesen an. In ihrer Bibliothek fanden sich Bücher von Emile Zola, Honoré de Balzac, es gab *Madame Bovary* von Gustave Flaubert, sämtliche Werke von Jack London, Bücher von Alfons Petzold, einem Arbeitersohn, sowie andere sozialkritische Schriften. Mit Petzold identifizierte sich mein Großvater, denn Petzold hatte als Arbeiter begonnen und sich durch Lektüre weitergebildet. Ich habe als Kind mit großer Begeisterung *Die Powenzbande* gelesen, einen proletarischen Schelmenroman, den ich in Großvaters Bibliothek gefunden hatte. Alle drei Kinder nahmen an den Veranstaltungen und dem Vereinsleben der Organisation der Kinderfreunde teil.

Diese Initiative des Familienvaters, Tischlers und späteren Journalisten Anton Afritsch, der zunächst mit seinen eigenen Kindern im Grazer Volksgarten, der in der Nähe seiner Wohnung lag, die Freizeit sinnvoll gestaltete, fand innerhalb kurzer Zeit so viel Zulauf, dass man den »Arbeiterverein Kinderfreunde« gründete.

Der Verein ist ein nichtpolitischer und stellt sich zur Aufgabe, das geistige und leibliche Wohl der Kinder zu fördern. So lautete das ursprüngliche Vereinsstatut.

Afritsch organisierte kostenlose Märchen- und Lichtbildabende, sportliche Aktivitäten, Wanderungen in die Umgebung und bald auch Ferienlager, die für die Arbeiterfamilien sonst unerschwinglich gewesen wären. Die erste Ferienaktion war 1909 eine viertägige Wanderpartie mit dreißig Kindern auf den Hochlantsch. Afritsch war dabei sehr bemüht, die Aktionen von Parteiideologie freizuhalten, also weder sozialistisches Liedgut gegenüber den Volksliedern oder sozialistische Schriften gegenüber Kinderbüchern zu bevorzugen noch mit den Kindern an Maiaufmärschen teilzunehmen. 1917 wurde der Verein der Kinderfreunde österreichweit installiert und in die Sozialdemokratische Partei eingegliedert. Bis heute sind die Kinderfreunde eine Vorfeldorganisation der SPÖ – in Österreich wird eben alles parteipolitisch instrumentalisiert.

Ich habe Großvater Jakob gefragt, ob er dem sozialistischen »Republikanischen Schutzbund« angehört habe, von dem ich gelesen hatte. Als er bejahte, bat ich ihn mir etwas darüber zu erzählen.

Hervorgegangen war der Republikanische Schutzbund zum Teil aus der nach dem Ende des Ersten Weltkrieges im Jahr 1918 formierten Volkswehr. Er sollte ein sozialdemokratisches Gegengewicht zu den bereits 1920 geschaffenen (und auf die »Bürgerwehren« von 1918 zurückgehenden) christlichsozialen Heimwehren und vor allem zum ebenfalls von Christlichsozialen dominierten Bundesheer bilden. Dieser Schutzbund hatte 1928 bereits 80.000 Mitglieder und war eigentlich eine paramilitärische Vereinigung, die auch Infanteriewaffen besaß. 1933 wurde er verboten, 1934 kam es zu den Februarkämpfen, in denen 200 Schutzbündler getötet wurden, der Rest wurde durch das

Bundesheer entwaffnet. Dieser »Bürgerkrieg« wird bis zum heutigen Tage politisch ausgeschlachtet.

Großvater meinte: »Weißt du, ich sehe heute die Dinge etwas anders. Zunächst gelang es uns in der Koalition mit den Christlichsozialen wichtige soziale Maßnahmen durchzusetzen, die heute noch beispielhaft sind. Es war falsch, diese Koalition 1920 zu verlassen. Es gab noch andere Parteien, die Großdeutsche Volkspartei, den Landbund und die Kommunisten. Ich weiß sehr wohl, dass die Sozialdemokratische Partei teilweise radikal war und die Basis des Schutzbundes militant. Aber es sind hier schon einige Dinge von der anderen Seite geschehen, die schwer entschuldbar sind.

Im burgenländischen Ort Schattendorf haben Frontkämpfer bei einem Aufmarsch des Republikanischen Schutzbundes zwei Menschen erschossen. Danach kam es zum »Schandurteil« von Schattendorf, bei dem die beiden Angeklagten freigesprochen wurden. Die korrekt zusammengesetzten Geschworenen, sie entsprachen einem gesellschaftlichen Querschnitt, kamen zu keiner Einigung, es fehlte bei der Abstimmung eine Stimme. Der Richter konnte nicht anders, er musste die Angeklagten freisprechen. Dieses Urteil, es war gegen jedes Rechtsempfinden, wurde von der Arbeiterpresse als skandalös dargestellt und löste eine Welle der Empörung aus. Eine Menschenmenge drang in den Justizpalast ein und legte Feuer. Selbst unser Schutzbund konnte die aufgebracht Menschen nicht beruhigen. Der Aufruhr endete mit Polizeischüssen in die demonstrierende und das Justizgebäude angreifende Menge. Es gab 84 Todesopfer unter den Demonstranten und fünf auf Seiten der Polizei; dazu hunderte Verletzte auf beiden Seiten. Karl Renner sah die Gefahr eines Bürgerkriegs und wollte eine erneute Koalition der beiden Parteien, doch

Otto Bauer, unser Ideologe, hat das verhindert. Eine politische Fehlentscheidung. Es ging weiter wie bisher, es fanden weiterhin Regierungswechsel der immer selben Protagonisten statt und die Krise prolongierte sich. Die jeweiligen Kabinette in diesen Jahren regierten im Durchschnitt nur 8 Monate. So kam es zu etwas, was für uns Sozialisten fatal war, zur Ausschaltung des Parlamentes.«

»Dollfuß gelang es durch eine Verfassungslücke und die Unwissenheit der Parlamentarier 1933 das Parlament auszuschalten, Neuwahlen ließ er nicht zu. Viele Menschen glaubten damals nicht an die Demokratie. Das war aber nicht nur bei uns der Fall. Mit Ausnahme der Tschechoslowakei waren in allen Nachbarländern faschistische Regimes an die Macht gekommen: Deutschland, Ungarn, Italien und Spanien. Dollfuß hatte im Herbst 1933, nach einem Terrorakt der Nazis, die Todesstrafe wieder eingeführt, die 1919 abgeschafft worden war. 1934 kam es, als die Waffen des Schutzbundes eingezogen werden sollten, zum Putsch. Neun prominente Schutzbündler wurden nach dem Putsch standrechtlich hingerichtet, unter ihnen Koloman Wallisch, den ich selbst gekannt habe, sowie auch Karl Münichreiter, der trotz seiner schweren Verletzungen auf einer Krankentrage zum Galgen geschleppt wurde. Vorher hatten sie im Herbst 1933 in Wöllersdorf in Niederösterreich ein Anhaltelager für Gegner des Regimes eingerichtet. Zu Beginn wurden dort in erster Linie Kommunisten und Nationalsozialisten interniert, nach dem Februar 1934 auch wir Sozialisten. Ich war selbst auch für kurze Zeit in diesem Lager.«

Ich verstand nun die schrecklichen Parolen auf den Spruchbändern und Plakaten, die man nach dem Krieg bei den Maiaufmärschen zu sehen bekommen hatte, besser. In nur einer Generation kann man Unrecht nicht ver-

gessen. Mir kam erst nun zu Bewusstsein, was es für Großvater Jakob bedeutete, einen Mit-Schwiegervater zu haben, der dem anderen politischen Lager angehörte. Er hatte aber trotzdem der Heirat seines Sohnes mit einer jungen Frau zugestimmt, die aus dem andern politischen Lager kam, und er war zu ihr besonders nett.

Mein Vater und mein Onkel hatten beide das Gymnasium besucht und zu Beginn der 30er-Jahre zu studieren begonnen. Sie waren beide unglaublich fleißig und beendeten ihr Studium jeweils in Rekordzeit.

Meine Tante Grete besuchte die Handelsakademie und arbeitete nach der Matura in einem großen jüdischen Handelshaus in der Buchhaltung. Sie war ein überaus hübsches Mädchen. Simon, der Sohn ihrer Arbeitgeber, verliebte sich in sie, was seine Eltern nicht gerne sahen, denn sie wollten keineswegs, dass ihr Sohn eine »Schickse«, also ein nicht-jüdisches Mädchen heiratet. Er war noch dazu ein überzeugter Kommunist, was seine Eltern ebenfalls missbilligten. Grete wurde von ihm mit dem Bazillus des Marxismus infiziert. Aus diesem Grund kam es bei ihr daheim zu zahllosen ideologischen Auseinandersetzungen, die damit endeten, dass sie auszog und mit ihrem Freund, der ebenfalls ausgezogen war, zusammenlebte. Alles ohne zu heiraten, etwas für die damalige Zeit völlig Unerhörtes. Ihre Begeisterung für den Kommunismus war so groß, dass beide Russisch zu lernen begannen. Meine Großeltern hatten ursprünglich nichts gegen die Freundschaft ihrer Tochter mit einem Juden gehabt, aber sein revolutionärer Eifer machte ihnen in Anbetracht des immer stärker spürbaren Antisemitismus Sorgen. Mit dem Einmarsch der Nazis veränderte sich alles schlagartig. Führende christlichsoziale Politiker und bekannte Sozialisten wurden schon in den ers-

ten Tagen verhaftet und in Lager gebracht. Simons Eltern wurden noch im Mai 1938 festgenommen und nach Theresienstadt geschickt. Wir erfuhren erst nach dem Krieg, welch schreckliches Schicksal sie erleiden mussten. Simon entging der Festnahme nur, weil er nicht bei seinen Eltern wohnte und man nicht wusste, dass er mit meiner Schwester zusammenlebte. Großvater Jakob war sofort zu ihnen geeilt und hatte sie über die Entwicklungen informiert. Um Simon zu schützen, nahm er ihn bei sich zuhause auf.

Er kannte einen Lastwagenfahrer, den er überreden konnte, Simon zu Bekannten nach Triest zu bringen. Ich war gerade drei Jahre alt und am Tag des Abschieds bei meinen Großeltern auf Besuch. Ich erinnere mich an das allgemeine Entsetzen, die Tränenausbrüche, die Angst um die deportierten Eltern. Grete und Simon glaubten ohne einander nicht leben zu können, es wurde ewige Treue geschworen. Grete wollte mit ihm mitgehen, aber Großvater konnte sie davon überzeugen, dass dies Simons Chancen nur verschlechtern würde. Das Resultat dieser letzten gemeinsamen Nacht war eine Schwangerschaft, die neun Monate später mit der Geburt meiner Kusine Judith ein glückliches Ende fand. Etwa zur selben Zeit erreichte uns auch eine Botschaft aus Triest, dass Simon mit einem Schiff nach England unterwegs sei. Dann hörten wir nichts mehr von ihm – der Krieg brach aus. Tante Grete wurde von den Behörden befragt, geradezu verhört, wer wohl der Vater ihrer Tochter sei. Sie verweigerte jede Auskunft. Die Behörden wollten auch den jüdischen Namen Judith nicht akzeptieren. Grete stritt mit den Beamten, dann gab ihr Großvater den Rat, dem Kind noch einen zweiten, einen christlichen Namen zu geben. Sie willigte schließlich ein und nannte das Kind Maria, nach ihrer Mutter. Damit war

man im Amt zufrieden, obwohl Maria eigentlich auch ein jüdischer Name ist. Wegen ihrer Mitgliedschaft bei der Kommunistischen Partei – ihr Vater meinte damals, er verstünde nicht, wie sie so blöd sei konnte, in der Verbotszeit den Kommunisten beizutreten – kam sie mehrmals für einige Wochen in Haft. Sie grüßte nicht immer ordentlich mit »Heil Hitler« und verließ einmal während einer Rede Hitlers ein Restaurant. Um Judith kümmerten sich dann immer die Großeltern und meine Eltern. Auf Grund ihrer weiblichen Attraktivität und der Interventionen des nationalsozialistischen Familienzweigs kam Grete immer bald wieder frei und hat den Krieg alles in allem unversehrt überstanden. Onkel Valentin ermöglichte ihr die Rückkehr an ihren alten Arbeitsplatz im Tuchhaus der Familie von Simon, das inzwischen arisiert worden war. Grete hatte in jungen Jahren wahrlich ein schweres Schicksal zu ertragen, war aber stark genug nicht darunter zusammenzubrechen. Für mich als Kind war sie eine liebe und lustige Tante. Von der Krankheit des Kommunismus war Grete übrigens noch lange nicht geheilt. Sie blieb im Nachkriegsösterreich eine aktive Kommunistin, die ihre Familie unbeirrt von den Segnungen des Marxismus überzeugen wollte. Erst der Aufstand der Ungarn und dessen blutige Niederschlagung ließ sie ihre politische Gesinnung ändern.

Mein Onkel Karl hatte in Rekordzeit Medizin studiert und war dabei eine universitäre Karriere einzuschlagen. Zu diesem Zwecke, er wollte Gynäkologe werden, ging er 1939 nach Prag an die deutsche Universitätsklinik, wo der damals berühmte Professor Hermann Knaus Vorstand war. Knaus hatte in Graz studiert und war 1934 an die Karl-Ferdinand-Universität berufen worden. Er hatte die fruchtbaren und unfruchtbaren Tage der Frau erforscht und war dafür

sogar für den Nobelpreis vorgeschlagen worden. Mit dem Knaus'schen Kalender konnte sich nun jede Frau, die intelligent genug war, vor ungewollten Schwangerschaften schützen. Diese Entdeckung war seinerzeit ein Quantensprung zur Befreiung der Frauen gewesen, die sich nun dem Gebärzwang entziehen und ihr Leben freier gestalten konnten.

Mein Onkel hatte eine humanistische und soziale Gesinnung, ohne dabei einer Partei anzugehören. Durch seinen Aufenthalt in der Tschechoslowakei hatte er sich den politischen Querelen und den Verfolgungen Andersdenkender hierzulande entziehen können. Er war ein äußerst attraktiver Mann, dem zeit seines Lebens die Frauen nachliefen. Man sagt ja immer, die Gynäkologen treffen ihre Berufswahl vor dem Spiegel. Er trug teure Maßanzüge und hatte handgenähte Schuhe, war aber trotzdem nicht eitel oder eingebildet. Sein Studium hatte er sich als Schilehrer in Kitzbühel und als Schichtarbeiter in Donawitz finanziert. Auch er pflegte Freundschaften zu jüdischen Kreisen, besonders zu jüdischen Frauen. Eine reiche jüdische Dame wollte ihn unbedingt ehelichen. Er zog es jedoch vor, sein Studium zu beenden, und stürzte sich mit großer Begeisterung in seinen Beruf. Bevor er nach Prag ging, hatte er an der Grazer Klinik gearbeitet. In seinem Entschluss, die Klinik zu verlassen, war er durch die Ernennung eines inkompetenten Ordinarius durch die Nazis bestärkt worden. Sein Beruf bewahrte ihn davor, einrücken zu müssen. Nur selten kam er während der Kriegszeit nach Graz, wobei er die Familie bei jedem Besuch mit Geschenken überhäufte. Ich bekam von ihm einmal einen Tretroller geschenkt, wie ihn niemand hier besaß und den mir meine Freunde neideten. In Prag ging es den Menschen während des Krieges wirtschaftlich wesentlich besser als bei uns.

Mein Vater Richard war der älteste der drei Geschwister. Nach seinem Jusstudium strebte er eine Anstellung bei Gericht an, denn er wollte unbedingt Richter werden. Er war, wie sein Bruder, ein exzellenter Allroundsportler: Klettern, Handball, Schifahren, alles beherrschte er ausgezeichnet. Als Student hatte er in den Ferien als Bergführer und Schilehrer gearbeitet. Einer Partei war er nie beigetreten. Im Ständestaat hatte er sich mehrmals kritisch über den Nationalsozialismus geäußert, was ihn unter dem neuen Regime angreifbar machte. Nicht wenige seiner Kollegen waren ansatzlos vom Ständestaat zu der neuen Nazijustiz übergewechselt. Einige Justizbeamte hatten sich bereits vor der Machtübernahme um eine Mitgliedschaft bei deutschen Organisationen bemüht oder sogar die Liste des »Volkspolitischen Referates« unterschrieben, womit sie vorzeitig ihre Unterstützung für den Nationalsozialismus deklarierten. Der »Volkspolitische Referent« der Steiermark war Armin Dadiou, ein erklärter Nationalsozialist, der später Landesstatthalter und Gauhauptmann werden sollte. Schuschnigg wollte mit dem Volkspolitischen Referat Nationalsozialisten zu seiner Partei, der Vaterländischen Front, bekehren. Die Rechnung ging nicht auf, vielmehr das Gegenteil war der Fall: Anhänger der Vaterländischen Front wurden heimlich zu Nationalsozialisten. Dazu komme ich noch später. Eine ganze Reihe von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens suchte bereits im Mai 1938, kurz nach dem Anschluss, um eine Mitgliedschaft bei der NSDAP an. Es war übrigens gar nicht so einfach Parteimitglied zu werden. Hitler selbst hatte die Order ausgegeben, strenge Maßstäbe anzulegen.

Mein Vater machte keinerlei Annäherungsversuche, hörte aber auf den Rat seines Vaters und äußerte sich politisch